

# Volkskundliches aus dem Sernftal

Autor(en): **Baumgartner-Marti, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **43 (1953)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004634>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und dr Chlausmärt sälber! I de grösste Strasse häts ei Stand am andere gcha. Was häts feil gcha? Ändifingge, Pelzchappe (Chüz hät mä ne dué nuch gseit), Lismer, Schuelaaser<sup>20</sup>, Holzböde, Chappischäng<sup>21</sup> für d'Meitli, Wärszüg, Gfätterlizüg, Zuggerbeggewaar und gmetzgeti Schwii sind uf Tische oder Wägeli i halbi teilt, usgleit gsi. Jedes Jahr hämmer ä halbs Schwii gchauft. Dä häts Arbet gih i dr Chuchi, bis das Schwii i dr Sulz oder im Chämi gsi isch. Spägg schnätzle hämmer müese. Bim Usluh häts für üs Schmär gih und Grübe<sup>22</sup>. Wil de eine d'Grübe nüd hät möge, hät mä Grüb-zälte drus gmacht. Uffe Winter hät mä Bire gchauft und teere luh. Mä hät doch möse Birebrot ha uf Wienacht und Nüjahr. Jedi Husfrau hät ires eigis Rezäpt gcha für ds Gwürz, dr Bränz, Nusse, Wiibeeri und alls, wo driigchört. D'Bire hät mä nuch mit äme Wiegemässer verwieget und dä, wänn d'Mueter sicher gsi isch, äs fähli käs Leche<sup>23</sup>, dä hät mä alls zum Begg tue. Birebrot hät mä nüd das ganz Jahr gcha we jetz. Drum hät mä gseit, wänn ds Jahr dur eine ä chlei z'rass boset hät<sup>24</sup>: «Der isst glaubi käs Birebrot mih.»

Vu Nüjahr bis wider zum Christmunet hämmer dr Fästchreis und d'Läbeswiis vu üsere Eltere und Grosseletere durgange. Wänn das üs nüd as gueti alti Zit erschiint, so mömmer halt die jetzig sälber besser mache. Wämer nu so zfride bliibed we de Alte!

## Volkskundliches aus dem Sernftal

Von *Martin Baumgartner-Marti*, Engi

Die Feststellung J. Huizingas, die Geschehnisse im Leben des Menschen hätten sich im Mittelalter durch scharf umrissene äussere Formen ausgezeichnet, mag – auf die heutige Zeit angewendet – noch am ehesten für das menschliche Zusammenleben in den Alpentälern zutreffen. Hier treten die an gewisse Vorfälle oder Termine gebundenen Ereignisse gegenüber dem Alltag noch sichtbar hervor. Intensiver als der Städter erlebt der Alpenbewohner den Rhythmus des Jahres, den Unterschied zwischen Sonn- und Werk-

<sup>20</sup> Schulsäcke.

<sup>21</sup> Kappen mit Schärpe (capuchon).

<sup>22</sup> Rückstand des Schweinefettes.

<sup>23</sup> «Kein Lehen»: nicht das mindeste.

<sup>24</sup> Zu sehr krank wurde.

---

G. Werner, Glarus anlässlich des Pannerfestes von 1828. Das Pannerfest wurde früher regelmässig nach der Wahl eines neuen Pannerherrn gefeiert. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Volke die alten Fahnen vorgeführt. Nachdem das Fest während einiger Jahrzehnte nicht mehr abgehalten worden war, wurde es 1828 auf Beschluss der Landsgemeinde noch einmal durchgeführt. Es war der letzte offizielle Pannertag (vgl. C. E. Schindler in: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus 8, 1872). Im Vordergrund der Landsgemeindeplatz, im Hintergrund der Wiggis.

tag, zwischen Freude und Leid. Diese Tatsachen am Beispiele des glarnerischen Sernftales, das sich als grösstes Seitental bei Schwanden nach Osten öffnet, zu illustrieren, soll die Aufgabe dieses Artikels sein.

### *Im Plattenberg*

Als älteste Industrie nicht nur des Tales, sondern des Kantons Glarus überhaupt ist die Schieferindustrie anzusprechen, die allerdings nicht mehr ihre frühere Bedeutung besitzt. Urkundlich wird der «Blattenberg» erstmals im Ratsprotokoll vom 30. Oktober 1565 erwähnt. Der Eintragung ist zu entnehmen, dass einige Gesellen von Diessenhofen eingeklagt wurden, weil sie ohne Bewilligung des Rates im «Blattenbruch im Särnftthal» Platten gegraben hatten. Es ist ohne weiteres anzunehmen, dass man schon lange vor dem 16. Jahrhundert Schiefer abbaute, waren doch die Sernftaler, nachdem sie im Jahre 1273 in Matt eine eigene Pfarrkirche erhalten hatten, dazu verpflichtet, der Mutterkirche zu Glarus «Dach-Ziegel» zu liefern. Aus sämtlichen vorhandenen Berichten kann geschlossen werden, dass bis 1700 vorwiegend im Tagbau gearbeitet wurde. Dabei haben sich männliche Angehörige der einzelnen Sippen zusammengeschlossen, um an selbstgewählten Stellen gemeinsam abzubauen. Hatte eine Sippe einmal von einer Abbaustelle Besitz ergriffen, so konnte ihr dieser Platz nicht mehr streitig gemacht werden. So lassen sich die Bezeichnungen «Gigerloch», «Altmannloch» und «Brämenloch» erklären, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Der noch heute im Betrieb stehende Schieferbruch befindet sich auf der westlichen Talseite eine halbe Stunde ob der Bahnstation Engi-Hinterdorf. Früher wurde aber auch auf der östlichen Talseite und vor allem am Tschingelberg bei Elm Schiefer gebrochen, denn die Landsgemeinde des Jahres 1857 hatte beschlossen, der Schiefer dürfe, soweit er nicht zum Landesregal gehöre, überall durch den jeweiligen Eigentümer von Grund und Boden frei abgebaut werden. Diese Brüche sind aber alle wieder eingegangen; in Elm setzte der grosse Bergsturz des Jahres 1881 dem Abbau ein jähes Ende.

Wie wird der Schiefer gebrochen? Früher standen den «Blattenbergern» lediglich Spitzhämmer und Eisenkeile zur Verfügung. So wurden in den mit Öl- oder Talglichtern notdürftig erhellten Stollen die Platten vom Berge losgelöst, ans Tageslicht hinausgeschleppt und auf Tannästen oder Stauden, sog. «Nestern», ins Tal hinunter gezogen. Von dort trugen die «Blattenfergger» die schwere Last nach Schwanden hinaus in die Plattenau. Diese Arbeiten waren mit grossen Gefahren verbunden, und das Totenbuch von Matt weiss denn auch von zahlreichen Unglücksfällen inner- und ausserhalb des Berges zu berichten. Heute ist der durch die Gemeinde Engi an eine Privatfirma verpachtete Betrieb modernisiert. An Stelle der Spitzhämmer



Le jeu appelé Haeglen (Col. Lit.)  
 Graphische Sammlung D. Jenny-Squeder, Ennenda

sind Pressluftbohrer getreten. Die hinten im Stollen gebrochenen schweren Platten, «Pätsch» genannt, werden auf kleinen Rollwagen zu den Werkbänken geführt. Das Vortreiben des Stollens geht so vor sich, dass zuerst ein grosses Stück herausgesprengt wird. Nachher wird der Stollen nach oben, dann nach unten ausgeweitet. Die ca. 3 Meter breite Sohle wird in der Mitte geteilt und zudem auf beiden Seiten je eine tiefe Rinne in den Schiefer geschnitten. Nun werden parallel zu den Schichten Keile eingetrieben, die den «Pätsch» bis zur hintern Rinne abspalten. Auf diese Weise wird der Schiefer gebrochen, bis der Stollen eine Weite von 6 bis 8 Metern aufweist. Weiter darf diese Arbeit «am Berg» nicht getrieben werden, der Einsturzgefahr wegen. Vorne in der Mündung des Stollens arbeitet eine zweite

Gruppe von Plattenbergern. Sie ist damit beschäftigt, von den ca. 15 cm dicken «Pätsch» je nach Notwendigkeit dünnere Platten abzuspalten, die dann mit der sog. «Blattenschere» nach Schablonen zugeschnitten werden. Eine Seilbahn transportiert die so zugerichteten Platten hinunter in das «Lager», wo eine dritte Gruppe, die sog. «Lagermannen», den Schiefer an Fräse und Hobel weiter bearbeiten. Noch heute findet der Sernftalerschiefer guten Absatz. Meistens wird er zur Herstellung von Dachplatten verwendet, die in verschiedener Grösse und Dicke in den Handel kommen. Der Plattenberger unterscheidet folgende Formen: die ca. 4–5 cm dicken «Steine», das sind Platten, welche zur Belegung von Böden dienen. Die ca. 2 cm dicken «Vierecker» sowie die 1½ cm dicken «Spitz» und «Steinli» dienen fast ausschliesslich zur Bedachung. Noch dünnere Platten finden für Gartenbeeteinfassungen Verwendung. Besonders schöne Schieferplatten, auch «Riemen» genannt, werden sorgfältig gefräst, gehobelt und geschliffen. Der so behandelte Schiefer gleicht schwarzem Marmor. Dieser «Edelschiefer» dient heute vor allem für Simsen, Wandverkleidungen und Plattentische. Der für Schülertafeln verwendete Schiefer stammt meistens aus den Lagern in Elm. Das hat seinen besonderen Grund. Der Schiefer aus Engi ist im Gegensatz zu demjenigen aus Elm auf der Oberseite härter als auf der Unterseite! Die Plattenberger reden deshalb von «Härti» und «Lindi». Neuerdings findet auch das Schiefermehl, d. h. die gemahlene Schiefermasse, Verwendung zur Herstellung moderner Baustoffe.

Die Arbeit der Männer «im Berg» ist streng und auch heute nicht gefahrlos. So weit wie möglich wird auch im Winter gearbeitet. Die Plattenberger tragen das Essen im Rucksack, früher in ledernen «Zabet-Taschen», jeden Morgen in den Berg hinauf. Viele Schieferarbeiter sind daneben noch Kleinbauern.

### *Unter dem Schieferdach*

Doch nicht nur oben im Berg begegnen wir dem Schiefer! Unten im Tale treffen wir ihn ebenfalls an. Fast alle Häuser tragen ein Schieferdach. Aber auch drinnen in der niedrigen Stube des Sernftaler Bauern machen wir mit dem «schwarzen Marmor» Bekanntschaft. In die echte Sernftalerstube gehört ein Plattentisch, ein blank gescheuerter übrigens, auf dessen schwarzer Fläche sich so herrlich zeichnen und schreiben lässt! Mag die schwere Platte nun auf schräggestellten, geschnitzten oder auf schlichten, lotrechten Beinen ruhen, mag der Tisch in der hellen Wandbankecke oder in der Mitte stehen, von Stühlen umsäumt, das ist nicht entscheidend. Er ist auf jeden Fall Schwerpunkt, lebendige, anziehende Mitte des häuslichen Lebens. Nur der Grossvater im grauen «Büffel» (einer Art handgestrickter Weste) nimmt im Winter lieber mit dem «Ofebänggli» vorlieb, wo er seinen Rücken an den mit grossen, flachgewölbten Messingknöpfen verzierten Ofenplatten (auch



La dot d'une paysanne lucernoise (Col. Lithographie)  
Graphische Sammlung D. Jenny-Squeder, Ennenda.



aus Schiefer) wärmen kann. Und hinter dem Ofen, auf der schmalen und stotzigen «Ofestege» sitzen am Abend etwa die Kinder und kramen aus den alten, wurmstichigen «Ofetrugge» (die einzelnen Tritte dienen zusätzlich als Schubladen) die alten «Beichüeh» (Wirbel- und Fussknochen von Kühen) oder die schönen farbigen Glaskugeln hervor, die dem Grossvater und dem Vater in ihrer Jugendzeit als Spielzeuge gedient haben. Über der Stube befindet sich die «Stubechamer», die über die erwähnte «Ofestege» unmittelbar von der Stube aus zu erreichen ist. Der aufklappbare «Ofelade» dient nicht nur als Öffnung zum Durchschlüpfen; er ersetzt auch ein wenig die Zentralheizung, indem die überflüssige Wärme der Stube hier ungehindert in die Kammer strömen kann. Nicht zuletzt aus diesem Grunde gilt die «Stubechamer» als das beste Schlafgemach, das man der «Gastig» zur Verfügung stellt. Meistens finden wir in den alten Sernftalerhäusern auch neben der Stube ein Zimmer, das als «Schlafgade» bezeichnet wird, während das über der Küche liegende Gemach unter dem Namen «Chuchichamer» bekannt ist. Zuoberst im Hause unter dem Dachfirst ist die «Ruosstili» (Estrich).

Dass wir in der Stube des Sernftalers zahlreiche Bilder der verstorbenen Vorfahren und Verwandten finden, sei hier nur beiläufig erwähnt. Aus diesem Brauch spricht nicht nur Familiensinn, sondern ebenso die Tatsache, dass der Sernftaler die Neigung, im Hergebrachten etwas Verehrungswürdiges zu sehen, mit den Bewohnern anderer Berggegenden teilt. Dafür zeugt auch die leider nur noch teilweise eingehaltene Tradition, den erstgeborenen Sohn auf den Namen des Grossvaters väterlicherseits, den zweitgeborenen auf den Namen des Grossvaters mütterlicherseits zu taufen. Dieser Brauch bringt es mit sich, dass in den Bürgergeschlechtern gewisse Vornamen gehäuft auftreten. Im weitern lässt sich in diesem Zusammenhang die unter Sernftalern noch heute geübte Praxis anführen, wonach gesprächsweise erwähnte Personen nicht nur mit ihrem eigenen, sondern gleich auch mit dem Vornamen ihrer väterlichen oder mütterlichen Vorfahren benannt werden. Diese seltsame Methode dient der eindeutigen Bestimmung der Personen. Eigenartig ist, dass in Engi fast ausschliesslich die Namen der männlichen Vorfahren der väterlichen Seite, in der benachbarten Gemeinde Matt hingegen oft auch die Namen der weiblichen Vorfahren der mütterlichen Seite verwendet werden. Es liesse sich also eine patronyme und matronyme Art der Namenbildung unterscheiden. So kann man etwa folgende Kombinationen hören: «ds Tese-Kobis-Frigge-Jaagg» oder «ds Ürschis Köbi» oder «ds Linggis Stöff» (des Matthäus' Jakobs-Fridolins-Jakob oder Ursulas Jakob, Lenas Christoph). Hat ein Vorfahr die Würde eines öffentlichen Amtes getragen, so wird meistens auch der entsprechende Amtstitel in die Kombination einbezogen. Auch Ortsnamen und Berufe finden in diesem Sinne Verwendung. Als Beispiele möchten wir dafür zi-

tieren: «ds Ratsherre Jaagge-Heiris-Stöff» oder «ds Schuelvogt Tese-Marti» oder schliesslich «ds Schlatt Martis-Tavi» oder «ds Schiefertegger Jaagge-Tes».

### *Dorfgemeinschaft*

Die Enge des Tales wirkt gemeinschaftsbildend. Die Leute im Bergtal leben nicht beziehungslos nebeneinander. Wird eine Familie vom Unglück betroffen, dann fühlen die Dorfgenossen auch mit. Andererseits vermag aber auch ein freudiges Ereignis analoge Wirkungen auszulösen. Es gehört noch heute zum «guten Ton», dass beim Begräbnis eines Einheimischen jede Familie vertreten ist. Die Männer tragen dabei ihr bestes Gewand, das «Chilchegwand», das aus weissem Hemd, schwarzen Hosen und einem schwarzen Frack, dem sog. «Anglees», besteht. Als Kopfbedeckung dient der Zylinder. Man versammelt sich beim Trauerhaus, wo jede neu eintreffende Person vorerst ins Haus tritt, um von dem in der Stube aufgebahrten Toten Abschied zu nehmen und bei dessen nächsten «Eigenen» (Verwandten) «z'leide» (zu kondolieren). Der Leichenzug wird nach bestimmten hergebrachten Normen formiert: zuvorderst hinter dem Sarg schreitet in der Regel der jüngste Sohn oder gegebenenfalls die Enkel. Nachher folgen, dem Alter entsprechend, die weitem Söhne und hinter ihnen nach Verwandtschaftsgraden ebenfalls in Einerkolonne die übrigen Angehörigen der Sippe. Zuhinterst folgt der grosse Harst der nicht näher verwandten Dorfgenossen, welche die Einerkolonne nicht mehr einhalten, sondern beliebige Formationen bilden. Den Männern schliessen sich die Frauen an, wobei auch hier die Spitze des Zuges von den nächsten Angehörigen gebildet wird. Zu bemerken ist noch, dass man bei den Frauen die vorhin erwähnte Einerkolonne nicht kennt.

So schreitet der «Liichezug» auf bestimmter, nicht gerne geänderter Route der Kirche zu, wobei der Pfarrherr und die Pfarrfrau ihm ein Stück weit entgegenkommen. In der Kirche wird, wiederum nach Geschlechtern getrennt, Platz genommen: die Männer rechts in den «Mannestüehl», die Frauen links in den «Frauestüehl», wobei darauf geachtet wird, dass die Verwandten in den vorderen Bankreihen Platz finden. Die Trennung nach Geschlechtern in der Kirche beschränkt sich im Sernftal nicht nur auf die Trauergottesdienste, sie wird allgemein eingehalten. Den Verwandten der jeweils Verstorbenen stehen in der Kirche in den dem Todesfall folgenden Monaten besondere, mit schwarzen Tafeln markierte «Truurstüehl» zur Verfügung. Es ist üblich, dass Leute, welche sich «in der Truur» befinden, am allgemeinen Gesang in der Kirche während längerer Zeit nicht mitwirken.

Doch wie am Leid, so nehmen die Sernftaler auch an der Freude eines Dorfgenossen teil. Zwar ist es nicht üblich, dass an den Hochzeiten alle



Sippen vertreten sind. Immerhin macht sich der «Hochziiter» eine Ehre daraus, möglichst «wiit use z'lade», d.h. einen möglichst grossen Kreis der Verwandten und Freunde einzuladen, denn in dieser Beziehung «erliits nüt»; der Übergangene fühlt sich in seiner Ehre verletzt und ist imstande jahrelang zu schmollen! Die zur Hochzeit Geladenen versammeln sich im Hause des Brautvaters, wo ihnen ein reichliches «Znüni» aufgetischt wird. Die Brautführerin, eine ledige Schwester oder ein «Gspili» (Jugendgespielin) der Braut und der Brautführer (Bruder oder Freund des Bräutigams) sind dafür besorgt, dass auch die nicht geladenen, aber zum Kirchgang erschienenen Leute des Dorfes, die sich vor dem Hause in grosser Anzahl versammelt haben, zu ihrem Glas «Hochsetwii» kommen. Sind die Vorbereitungen beendet, so tritt das Brautpaar aus dem Haus, gefolgt vom «Zügpaaar» (Trauzeugen) und der Hochzeitsgesellschaft. Nicht selten unter dem Donner von Schüssen setzt sich der Zug in Bewegung. Doch bald stellt sich das erste Hindernis in den Weg. Kinder halten ein mit Blumen geschmücktes Band über die Strasse gespannt, und der Bräutigam hat sich loszukaufen. Dieses «Spänne» wiederholt sich öfters, und hie und da machen sich auch ledige Burschen ein Vergnügen daraus, vom Bräutigam auf diese Weise den Tribut zu fordern.

Den Höhepunkt dörflicher Festesfreude bildet heute noch die Kirchweih. Dieses Fest besteht in einem Tanzanlass (Giiger), der auch von den Verheirateten besucht wird. Natürlich haben die sog. «modernen» Tanzarten auch im Sernftal Eingang gefunden. Die Musikanten wissen aber genau, dass es in ihrem Interesse liegt, eine «mittlere Linie» einzuhalten. Als alte Gemeinschaftsform des Tanzes, die an der Kirchweih noch heute gepflegt wird, ist der «Chlepfer» zu werten. Die Paare stellen sich dabei kreisförmig auf. Sobald die Musik den üblichen Marsch zu spielen beginnt, reichen sie sich die Arme und schreiten nach dem Takte vorwärts. Plötzlich beginnt ein Tänzer, der keine Partnerin gefunden und sich zwischen zwei Paare gestellt hat, in die Hände zu klatschen. Auf dieses Zeichen hin hat der hinter ihm stehende Tänzer seine Partnerin sofort abzutreten. Nun ist es der andere, der frei steht und in die Hände zu klatschen hat, um den erlittenen Verlust anderweitig zu ersetzen. So wird fortwährend geklatscht, und die Tänzerinnen wechseln in rascher Folge den Partner. Da plötzlich setzt die Musik zu einem «Runde»« (Walzer oder Ländler) an. Wer im Besitze einer Tänzerin ist, darf nun tanzen, der «Chlepfer» hingegen, der in diesem entscheidenden Augenblick keine Partnerin besitzt, hat das Nachsehen und muss unter dem fröhlichen Gelächter der Tanzenden und der Zuschauer für diesmal die Tanzdiele verlassen.

Früher amteten noch die Spielmeister oder «Spielchnabe». Ihr Wahrzeichen war der mit farbigen Bändern und Blumen geschmückte Hut. Ihnen oblag die nicht immer angenehme, aber ehrenvolle Pflicht, «Kupplerdienste»

zu leisten, d. h. die Burschen und Mädchen für den bevorstehenden «Giiger» mit mehr oder weniger Geschick zu «verstelle» (zusammenzustellen). Heute noch erzählen einzelne Sernftaler von der Zeit, da ihnen die Ehre zufiel, an der «Chilbi» als Spielmeister zu amten. Am Montag nach dem ersten Kirchweihsonntag («Chilbimändig») halten die Fabriken ihre Tore geschlossen, während am Montag nach der sog. «Ussuuffete» (dem zweiten Kirchweihsonntag) überall gearbeitet wird. In vielen Häusern kommt am Morgen des Kirchweihsonntags das traditionelle «Chilbizmorget», d. i. «Brotzelte» (gebackener Brotteig in der runden Fladenform) mit Bienenhonig und Butter, auf den Tisch.

## Kritik am Aberglauben in einem alten Luzerner Kalender

Mitgeteilt von *Hans Trümpp*, Glarus

Die sehr umfangreiche ältere Kalenderliteratur der Schweiz<sup>1</sup> bietet an volkscundlichem Stoff vor allem den unentbehrlichen horoskopischen Zauber (die eigentliche «Praktik») und die selten fehlenden Bauernregeln. Beides lebt bis heute im Volksbewußtsein weiter. Wertvoll sind die Kalender auch für die Kenntnis der Volksmedizin<sup>2</sup>. Eine Auswertung der Illustrationen (zum grössten Teil Holzschnitte) dürfte allerhand Aufschluss über den Geschmack der einstigen Käufer und dessen Befriedigung geben<sup>3</sup>. Was sonst aus den Kalendern für die Volkskunde abfällt, ist bescheiden genug. Auch in diesem betont volkstümlichen Zweig der Literatur hat die Zensur lange Zeit Nachrichten aus dem Inland wenig begünstigt.

Immerhin können wir den Lesern hier ein beachtlich frühes Zeugnis für die Aufklärung in der Innerschweiz vorlegen. Der «*Neue Gregorianisch- und verbesserte, Regenspurgische Schreibkalender*, durch David Hatt, bey und in Verlag Anna Felicitas Hatt» für die Jahre 1707 und 1711 hat eine scharfe Attacke gegen kalendarischen Aberglauben geritten<sup>4</sup>, wofür offensichtlich der unbekannte Herausgeber<sup>5</sup> verantwortlich ist. Solche Töne sind vor 1798

<sup>1</sup> Sehr mangelhaft ist die Kalenderbibliographie von J.L. Brandstetter in: Bibliographie der Schweizerischen Landeskunde, Fasc. Ib, Bern 1896, 243 ff.

<sup>2</sup> Vgl. Ed. Lombard, Der medizinische Inhalt der schweizerischen Volkskalender im 18. und 19. Jahrhundert, Diss. Zürich 1925 (berücksichtigt nur eine Auswahl aus dem erhaltenen Bestand).

<sup>3</sup> Vgl. Richard Weiss, Das kleine Andachtsbild und die Imagerie populaire, in: Neue Zürcher Zeitung 1951, Nr. 2927.

<sup>4</sup> Wie etwa schon Christian Weise in seinen «Erznarren» von 1673 (Hallesche Neudrucke 1878, 126 ff.).

<sup>5</sup> David Hatt (1603–1677) lebte längst nicht mehr; bis 1711 führte seine Schwiegertochter A. F. Hatt die Offizin in Luzern (nach Hist.-Biogr. Lex. d. Schweiz 4, 98).